

Am Neujahrsmorgen.

Novellette von H. Heibel.

(Nachdruck verboten.)

Hell und klar sah der Neujahrsmorgen ins Fenster. Den Osten färbte ein rosiges Schein, so recht wie ein Bote der Hoffnung, die heute in strahlender Schönheit von neuem ihren Siegeszug nimmt durch die Welt. An junge Herzen pocht sie: Ein Schritt nun näher dem Ziel, der Sonne, dem Glück! Jenchte Augen trocknet sie: Näher nun das Ziel, wo alles Sehnen die ewige Liebe stillt.

Hoch oben im dritten Stock eines Mietshauses ward ein Fenster geöffnet. Ein braunhaariges Frauenhaupt ward sichtbar, daneben ein blonder Kinderkopf. Ein strahlendes Gesichtchen lugte hinaus, indes die kleine Faust einen großen, versiegelten Brief hochhielt — hüsch, hatte der Nordwind, der vorüberfante, ihn erfasst und trug ihn fort. Tänzeln flatterte er über die Straße hin, kreuz und quer. Jetzt hob ein Windstoß ihn hoch in die Luft — die kleine Beobachterin am Fenster jauchzte hell auf und klatschte in die Hände: „Mama, paß auf, nun bringt uns das liebe liebe neue Jahr gewiß ganz etwas Schönes!“

„Ja, mein Herz.“ Das Klang milde. Die Sprecherin hatte das Fenster geschlossen. Die kleine Diti kletterte auf einen Stuhl und drückte das Mäuschen an die Scheibe, in der Hoffnung, das Schicksal ihres Briefes zu erspähen.

Die Kirchenglocken begannen zu läuten zum Frühgottesdienst. Die festtägige Stille draußen ward allmählich belebt von Passanten; zuweilen ward ein Neujahrsglückwunsch laut. Bis in den dritten Stock scholl er — mechanisch räumte die junge Witwe die beiden Zimmer auf, die sie bewohnte. Zu ihr würde sich kein Neujahrbesuch verirren. Seit dem Tode ihres Mannes lebte sie ganz zurückgezogen von der kleinen Witwenpension und den paar Klavierschülerinnen, die sie bis jetzt hatte. Wunschlos in ihrer Vereinsamung, lebte sie dahin — was erwarteten die Menschen denn eigentlich von einem neuen Jahr, daß sie ihm so jubelten? Wunschhoffnungen, wie selten erfüllten sie sich und wie selten zum Glück! Wäre es ein solches geworden, was sie eifert vor langer, langer Zeit?

Unwillkürlich streckte sie abweichend die Arme aus wie ein heimliches Fieber brannte es in ihren Adern seit der Nachricht in der Zeitung. Zwölf Jahre waren seit dem Damals verlossen, und doch brach die alte Wunde wieder auf, nun der Urheber im Ort, der ganze leidenschaftliche Jörn von einst und — der Schmerz. — Wenn das Herz in seinem heiligsten Empfinden getränkt ward, das vergißt sich nie, und liegt auch ein Duft und Glanz darüber, von dem die Seele zehrt — Wunschlos? Nein, das war sie nicht, wenn auch im Gleichmaß der Tage so schien — ausgelöscht haben den Wespennest, an dem sie krankte seit damals, wenn das neue Jahr ihr diesen Wunsch erfüllen würde — „Mama!“

Die kleine Diti kam gelaufen: „Mama, ich möchte Dir etwas sagen!“

„Nun, Liebling, hast Du gar gesehen, wer Deinen Brief ausgenommen — ob's das neue Jahr war?“

„Nein, Mama, der ist fort, rein fort, aber —“

„Was hast Du denn auf dem Herzen?“

„Dittis Gesichtchen ward hübsch rot: „Ich sag's aber nur, Mama, wenn Du mir versprichst, daß Du mir nicht böse sein wirst.“

„Da sag's nur getrost, Diti, am Neujahrstag mag es schon einmal hingehen.“

„Ich habe doch Diti behnert unter den Brief geschrieben —“

„Trotzdem ich es Dir verboten, Diti?“

Die kleine Ungehorsame senkte schuldbehaftet das Köpfchen: „Das neue Jahr muß doch wissen — wer — den — Brief — geschrieben hat —“

Gegen die Philosophie ließ sich nichts sagen. Was lag auch an der Sache? Ein Kindername war keine Adresse für den Finder, dem der Fund vielleicht ein Häckeln abzuwingen würde, weiter nichts.

Es klopfte an die Tür. „Profit Neujahr! Frau Behnert, ich bringe Ihnen etwas Zerstreung für heute abend, — die Diti nehme ich derweil zu mir“, sagte eine freundliche Stimme und eine adrett gekleidete Matrone trat ein. Sie war die Frau des Theaterkassierers, der unten wohnte. „Sie sind kaum dreißig, Frau Behnert, und haben nie ein Vergnügen, da dacht' ich —“

Die junge Witwe sah auf das Billet und den Theaterzettel, den die andere vor sie hinlegte und eine glühende Rote stieg langsam in ihr Gesicht. „Liebe Frau Treuheit, ich —“

„Keine Widerrede, kleine Frau!“ fiel ihr die alte Dame, bestrebt über den sichtbaren Einbruch, den ihr Gesicht bewirkte, eifrig ein. „Sie sind noch viel zu jung und hübsch, um immer zu Hause zu sitzen und oben rein ist's doch auch ein Genuß, den großen Künstler spielen zu sehen! Goethes „Faust“ wird gegeben und Karl Althofer spielt den Mephisto, — einmaliges Gastspiel, denken Sie nur, Kind, das muß man sich nicht entgehen lassen!“

Eine kleine Pause entstand.

Die junge Frau hatte sich zu der kleinen Diti niedergebeugt und küßte ihr die Schürze zu, die offen stand. Die Rote auf ihrem Gesicht war einer tiefen Blässe gewichen: Sie haben recht, Frau Treuheit, das muß man sich nicht entgehen lassen,“ gab sie endlich zu, mit eigentümlicher Betonung, „ich nehme Ihr Geschenk mit Dank an.“

„Das ist vernünftig, Kindchen! Sie erinnern sich wohl gar des Althofer, wie? Vor zehn bis zwölf Jahren soll er ja hier engagiert gewesen sein — wir waren damals in Wien —“

„Es wird schon so sein.“

Die alte Dame brachte ihren Mund vertraulich an das Ohr der Aneinander: „Da wissen Sie am Ende gar etwas von der alten Geschichte?“ raunte sie. „Man munkelt allerlei — Der Chorist Weinreich hat es meinem Manne gesteckt — der Althofer hatte sich damals mit einer hiesigen Bürgerstochter verlobt, während seine Frau in Budapest saß! Die ist jetzt tot — Ein schlechter Streich war das und die betrogene Braut soll nach

der Entdeckung totkrank geworden sein. Einem Künstler aber verzeiht die Welt ja halt viel, und jetzt ist Gras über die Geschichte gewachsen, — gehen sie acht, heute abend überschütten sie ihn mit Vorbeeren, trotz allem — Sehen Sie nur, liebe Frau Behnert, da wimmelt die Straße richtig schon von Neujahrsglutanten! Ich muß jetzt gehen, denn mein Mann muß an die Kasse und es guckt doch mancher bei uns ein heute! Ein neues Jahr — eine neue Zeit! Möchte es Ihnen das bringen, was Sie erhoffen, Kindchen, das wünsch' ich von Herzen!“

Vor dem Theater stand eine Gruppe Schauspielers, die von der Probe kamen, andere traten hinzu. In der Mitte der Schaar stand der Vertreter des „Faust“, den Pelzmantel malerisch um die Schultern, um das bartlose Kinn ein unverfälscht-behagliches Lächeln: „Kinder, das ist ja aber reizend!“ rief er mit scharfsagender Aussprache, daß es weithin schallte. „Das säße Ding, das sich Diti Behnert nennt, möchte ich ablassen für den Einfall! Davon können unsere Lustspielmacher lernen! Ich rufe aus mit Maria Stuart: Laß mich ein Kind sein, sei es mit —“

„Welsky, „Gefährte meiner Leiden“, ha, ha! was haben Sie denn da auf dem Repertoire! Sie jütieren die Stuart, wollen etwas Süßes ablassen, aber nicht die Gerlach, die Ihnen heute abend wieder mit einem Präsent, verborgen in einem Orchesterstrauch, aufwarten wird? Ru — un —?“

Karl Althofer war herangeraten. Eine achtunggebietende Gestalt, das schöne Gesicht bereits etwas zermürbt vom Leben. Man wies ihm lachend einen großen Brief, der von ungelanter Kinderhand die Aufschrift trug:

An das neue Jahr.
und innen die Worte:
Liebes neues Jahr, ich bitte dich gar sehr, bring uns recht viel Schönes, das alte hat es rein vergessen und Mutti weint und ich will dich auch fürchtbar lieb haben, wenn du's tußt, und ich heiße
Diti Behnert.

„Nun, Althofer, wird's bald?“ meinte Welsky, als Minuten verstrichen und der Künstler die Augen nicht von dem Briefe hob. „Sie tun ja, als hätte das Postkammer eine rätselhafte Inschrift hingemalt!“

Die jüngeren Künstler ensterten sich kopfschüttelnd und lachend. Jetzt endlich sah Althofer auf. Seine Stirn war gerötet, sein Blick unsicher, als er den Brief langsam zusammenlegte und in seine Brusttasche schob: „Ueberlassen Sie das Altkissen mir, Welsky, ich bitte schön! Behnert — der Name wird im Drehbuch nachweisbar sein.“

Dieser Augenblick stoch dem Künstler ein neues Reis in seinen Ruhmestrang — weder Wiene noch Lonfall verriet, was in ihm vorging.

„Es ist mir sogar angenehm, Althofer! Da mir das Ding zugeworfen ist, sähe ich doch so etwas wie Verpflichtung, aber nicht die Geduld zum Aufstöbern. — Grüssen Sie mir das Herzblatt und spielen

Sie den Glückspender gut — die Rolle ist dankbar, ha, ha!“

An der Wohnung der Witwe Behnert ging die Klingel. Der draussen stand, sählte das Herz etwas schneller gehen. Dittie Behnert — einst Dittie Hausmann —. Das war wieder der Duft und Glanz, den über dem Einsteigen, auch der Sinnesrausch, den das braunhaarige Kind mit dem herrlichen Buchs damals in ihm gewekt, ihn zu dem tollten Streich verleitet hatte. Einem Mephisto würdig, nur nicht gelungen war er, wie Faust's Gewebe —

Drinnen legte die kleine Diti das Fingerchen an den Mund: „Mama, es klingelt, — Mama, paß auf, es ist —“

Wie der Wind war sie hinaus. Gangsamer folgte Frau Dittie. Sie sählte sich so unruhig, bewegt; die Vergangenheit lag ihr im Sinn und wie sie all die Jahre nicht hatte ablassen können von dem Gedanken: Er hatte sich hinreichend lassen von seinen Gefühlen zu dir, ohne zu denken an das Ende. — „Nein, er ist ein Chloster, er hat schändlich gehandelt gegen dich — gegen die andere. —“

Bestimmend strich sie sich über die Stirn. Es hatte geklingelt? Sollte der Brief wirklich jemandem hergeführt haben? Es würde ihr ungemein peinlich sein — wohin doch Rindereinfälle oft führten —. Als es jetzt klopfte und sich die Tür aufthat, sah sie es — auf der Schwelle stand, ihr Kind im Arm, Karl Althofer.

Sie war kaum erschrocken, als sie ihn so plötzlich vor sich sah, sie dachte auch nicht, wie merkwürdig doch der Zufall gespielt, der ihn hergeführt. In Augenblicken großer seltsamer Erregung ersah sie selbst das Ungewöhnliche natürlich; — das Schicksal selbst gibt die Entscheidung, sagte eine Stimme in ihr.

Am Horizont stand mit mattem Glanz die Winter Sonne. Ein schrager Strahl fiel durchs Fenster, streifte die Gestalt der jungen Frau. Die war vollendet als einst — die Knospe war zu voller Blüte gereift. Das ruhbraune Haar besaß noch dieselbe Fülle und die Augen noch den Blick, der ihn zum Schurken gemacht —

Die Bitte um Verzeihung hatte ihn hergeführt — nun wußte er plötzlich, daß seine Mission anders lauten würde. Er hatte die kleine Diti zu Boden gleiten lassen und saßte deren Händen. So schritt er näher: „Dittie, ein Engel hat uns zusammengeführt!“

Er hatte eine theatrale Pose angenommen; sie paßte am besten zu dem Schachzug, den er vorhatte. „Was uns damals trennte,“ fuhr er in jenem eindringlich-gedämpften Tonfall fort, der auf reine Gemüter abstoßend wirkt, „meine Frau — ist tot. Laß mich Dir die Tränen, von denen Klein-Diti schreibt, trocknen, Dittie, die Tränen, die Du um mich geweint.“

Ihr Blick hatte unverwandt an ihm gehangen und dabei hatte sich eine Wandlung in ihr vollzogen. Es war ihr, als löse sich ein Schleier von ihren Sinnen — der Nimbus, den sie trotz allem

Kernlein nach dem andern purzelte heraus.

Die braunen Kerne schwoilen an, dicker und dicker, plötzlich plagte die braune Haut auf, und pudrige kleine Männlein trocken heraus: ganz braun waren sie angezogen vom Kopf bis zu den Füßen, und am Gürtel trugen sie kleine Glöcklein, die klingelten gerade so, wie die im Apfel klingelten hatten, wenn Hänschen ihn am Ohr schüttelte. Gehende kletterten die Kleinen an der Kommode hinunter und liefen zum Fenster; dort hatte es eben leise geklopft. Hänschen hörte es ganz deutlich. Die braunen Männlein machten die Fenster auf; ein paar Marzipanschweinchen hüpften herein und grunzten gar süß: „Der reiche Junge nebenan hat sich krank gepuffen an unsern Kameraden; da hat die Mutter gescholten, und wir sind weg-gelaufen.“ Noch hatten sie nicht ausgegrunzt, da wurde es wieder laut vor dem Fenster, aber diesmal klang es barock und befehlend. Ein hoher Offizier hielt draußen auf einem Schimmel. Seine blaue Kappe war mit Pelz besetzt, silbergestickt war seine Uniform, und in der Hand hielt er ein breites Schwert. Seine Augen funkelten, denn sie waren aus schwarzem Glas.

„Der reiche Junge drüben mag mich nicht leiden! Er wollte einen Ritter mit roter Kappe, und meine ist blau! Das geht mir gegen die Ehre! Ich höre hier die Glocken läuten, und kam herüber!“ sagte der Offizier und spornete sein Pferd, daß es über die Fensterbank sprang und gerade auf das Bett zu galoppierte. „Du du wunderbarer Offizier!“ rief Hänschen und jauchzte ordentlich vor Entzücken, „wie prachtvoll du aussehst —“; er konnte nicht weiter reden, denn die Männlein am Fenster schleppten einen großen Kuchen heran, sie stöhnten ordentlich unter der Last, und zwischen ihnen sprang aufgeregter und zornig ein Rosinenmännlein herum. „Ist das eine Art und Weise!“ schalt es. „Der reiche Junge war nicht zufrieden, weil nur Rosinen im Kuchen waren und keine Korinten. Sind wir Rosinen nicht süß genug? Ich habe mich so geärgert, daß ich von drüben wegelaufen bin!“ Und stink schlüpfte das Rosinenmännlein wieder in den Kuchen.

„Bum, bum, tatarata.“ klang's jetzt vom Fenster her. Trommelwirbel und Trompetengeschmetter und Kommandos. Eine ganze Armee Binnsoldaten stand draußen, und ihr Anführer rief: „Der reiche Junge wollte Franzosen haben, keine Deutschen! und dann hat er meinen Leuten die Köpfe abgedreht; hier bringen wir sie auf einer Waise! Eins, zwei, eins zwei — kommandierte er laut, und die ganze Armee kletterte ins Fenster mit den armen Verwundeten in der Mitte, denen die

Apfelmännlein einen Verband anlegten und sie dann ins Bett packten, dicht neben Hänschen.

„Was, Euer Majestät auch?“ rief plötzlich der Offizier, der eben die Arme hereingeführt hatte, ganz erstaunt und tief zum Fenster. „Ach, mein lieber General, wie hat der Junge mich zugerichtet!“ sagte eine klagende Stimme, und mühsam kletterte eine Wackspuppe ins Fenster. Es war der König von drüben — aber wie sah er aus, gar nicht königlich! Die roten Farben waren von seinen Wangen weggewischt, daß er ganz blaß ausah; sein Hermelinmantel war zerfetzt, sein einer Fuß verstaucht, und die Krone aus Goldpapier zeigte bedenkliche Sprünge.

„Der reiche Junge hat zu viel Spielsachen, er hat kein bißchen Liebe zu uns!“ seufzte die arme kleine Majestät. „Ich sollte fliehen, und ich kann es doch nicht, da hat er mich geschlagen und meine Beine ganz verbogen — dann warf er mich in eine Ecke, da habe ich mich fortgeschlichen.“

„Armer kleiner König!“ sagte Hänschen mitleidig. „Warte nur, wir spielen besser zusammen!“ und er richtete sich eifrig im Bett auf.

Und die Musik spielte, die Soldaten machten Paradenmärsch, die Trommel wirbelte, und der Wackskönig wurde ordentlich wieder vergnügt. „Wir werden nachher doch wieder zurückgehen müssen, leider!“ sagte der General ganz ärgerlich, „denn wir sind doch drüben bei dem reichen Jungen in Eid und Pflicht, aber wenn wir irgend können, kommen wir wieder hierher, hier ist's doch gar zu nett!“

Und die Musik begann:

„So leb' denn wohl, du süßes Haus, Wir ziehn betraut von dir hinaus...“

Es war einfach herrlich!

Draußen aber am Fenster stand das Silvesterengelächeln und sah zu. Es hatte sein Gesicht ganz dicht an die Scheibe gelegt und lächelte, wie nur Engeln lächeln können. Dann schüttelte es die Flügel und schwang sich auf, seiner Himmelwohnung zu.

„Du, nächstes Jahr mußt du die Geschenke etwas anders verteilen!“ sagte es zu dem Christkind, das ihm oben im Himmel entgegenkam. „Der reiche Junge hat zu viel, er achtet es gar nicht, und Hänschen hat nur einen Apfel. Ich habe ihm die Binnsoldaten und noch mehr hinübergeschickt, damit sie mit ihm spielen, es war zu nett!“

Das Christkind nickte. „Ja, dann muß ich es nächstes Jahr wohl anders machen!“ sagte es und machte eine Notiz auf seinem goldenen Käfflein.

Etwas von Handschuhen.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt, wo die schönen Sommertage vorüber sind, der Wind eifrig pfeift, kommt die Zeit, wo Ihr, meine lieben jungen Freunde und Freundinnen, wenn Ihr ausgehen wollt, gern nach den Handschuhen greift. Für Euch Kleineren sind diese Handschuhe oft wohl von Mütterchen oder Großmütterchen gestrickt als Fausthandschuhe, in denen gleich 4 Finger auf einmal Platz haben, und nur der Daumen stößt für sich recht; oder es sind hübsch geringelte aus dem Baden. Die größeren von Euch tragen auch wohl schon seine Lederhandschuhe, wenige aber werden wohl wissen, wie solch ein Handschuh eigentlich entsteht, und so will ich Euch einmal etwas davon erzählen.

Einen Wagen voll zusammengebundelter Ziegen- oder Lammfelle, wie sie von Handelsleuten aufgetauft werden, habt Ihr alle wohl schon gesehen. Diese rohen Felle — aus aller Herren Länder, sogar aus China kommen sie — werden nach irgend einer großen Gerberei geschafft. Auf großen Haufen liegen sie da, und riechen tun sie — o! wir möchten uns die Nasen zuhalten. Die Felle, aus denen die langen, weichen, dänischen Handschuhe gemacht werden — vielleicht trägt Mutter sie oder die große Schwester — kommen nicht etwa aus Dänemark, sondern es sind Felle von ganz jungen Lämmern aus Italien. Zunächst werden die Felle einige Wochen in mit Kalt gefüllten Gruben eingeweicht, und dann mit großen Schabmessern bearbeitet, um alles Haar und etwa noch darauf befindliche Fleischteilchen zu entfernen. In großen Kübeln werden sie nach diesem Verfahren in allerhand abetreibenden oder nützlichen Flüssigkeiten gewaschen und kommen dann in eine sorgfältig aus Salz, Wehl, Eigelb usw. hergestellte Mischung, die sie in sich einfangen müssen: „Die Felle werden genährt“, sagt man. Dann werden sie in glühend heißen Alumen getrocknet; nun sind sie hart und rauh, und man kann nichts mit ihnen anfangen, also heißt's jetzt: sie wieder geschmeidig machen. Das geschieht, indem zuerst Arbeiter mit starken Schuhen an den

Fäßen auf einer Art kantigen Moß auf ihnen herumtreten und sie dann über runde Scheiben aus Metall hin- und herziehen, ähnlich so, wie man's beim Flachsch macht. Nach langem Kochen, Reiben, Kneten und Treten sind die Felle endlich ganz weich und geschmeidig geworden; dann packt man sie vorläufig fort in die Lagerräume, wo sie 8 bis 6 Monate ruhig lagern. Nach dieser Zeit kommt wieder eine Hauptfache, das Auskochen der Felle. Je nach Größe, Feinheit und sonstiger Beschaffenheit werden die großen Haufen der zugerichteten Felle sortiert und dann in die Handschuhfärberei gebracht. Dort wird eine Anzahl in große, mit Farbstoffen gefüllte Kübel geworfen und wiederum von Arbeitern auf ihnen herumgetreten, bis sie durch und durch gefärbt sind; anderen wird mit Wässern nur auf einer Seite eine bestimmte Farbe beigebracht. Bei den sogenannten dänischen Handschuhen kommt die frühere Fellschichte nach außen; sie zeigt nach all' dem, was man mit den Fellen vorgenommen hat, einen feinen matten Glanz; bei den sogenannten Glashandschuhen dagegen wird die frühere Haarseite nach außen gebracht. Die gefärbten Felle endlich — Ihr würdet Euch wundern, in wie unendlich vielen Farben: rot, blau, grün, gelb usw. diese Felle gefärbt sind — wandern zu den Handschuhmachern, die immer zwei Hälften eines Handschuhs mit scharfen Formen und Messern ausschneiden. Dann werden sie zusammengepaßt und genäht. Mit dieser Handschuhnäherlei beschäftigen sich z. B. in der Pfalz viele fleißige Leute, zuweilen die Bevölkerung ganzer Dörfer; ihnen werden die fertig zugeschnittenen Handschuhe geliefert. Zum Schluß werden die Handschuhe wiederum von besondern Arbeitern oder Arbeiterinnen zurechtgezogen, ausgebeht, gepreßt und dann in die hübschen weißen oder bunten Kartons gepackt, die die Kaufleute uns in den Läden präsentieren.

Ja, ja, so ein Handschuh kann schon davon erzählen, wie trotz schlechtester Behandlung doch etwas aus ihm werden kann!

Nicht morgen, sondern heute!

Weißt Du, wie der Krüge spricht? Morgen; doch nur heute nicht! Morgen aber geh's wie heut', weil er jede Arbeit schent. Nur des Täg'gen Sorg' und Fleiß Erntet allzeit Lob und Preis.

Und, was heute er getan, Ficht ihn morgen nicht mehr an. Darum schaffe, wenn es gilt, Daß Dich keiner Faulpelz schilt, Sondern zeig' Dich dessen wert, Was im braven Mann man ehrt.